



# Illustriertes Sonntags-Blatt

1914. \* Nr. 5

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
 S. m. b. H., Daresalam.

## Gefühnte Schuld.

Von Elia Stuber.  
 (Fortsetzung.)

**D**es Inspektors Antlitz erhellte sich. Wie Musik klangen die Worte des Grafen in seinem Ohr. Es tat ihm wohl, auch einmal für seine Mühe treuen Fleiß und einige anerkennende Worte zu hören, was nicht oft vorkam.

„Herr Graf, Ihr Besitztum kann sich in einigen Jahren um eine Million verdoppeln, so schön steht die Ernte, unsere Obplantage hat in diesem Sommer wieder um einige Tausend gewonnen, der Wert des Forstes nimmt zu. Ich weiß nicht, ich muß lächeln, wenn ich manchmal unaufhörliche Klagen des Landmannes vernehme. Hier ist dies ganz unnötig, denn der Gewinn und das Wachstum mehrt sich von Jahr zu Jahr immer auf Schloß Fernmond.“

Ein stolzes Lächeln legte sich einem Augenblick um des Grafen Lippen. Ja, das war richtig und war nicht minder sein Verdienst gewesen. Er hatte das angestrebte Besitztum nicht verschleudert oder gar heruntergebracht, jetzt es in seiner Hand, war es von Jahr zu Jahr im Werte gestiegen. Wer weiß, ob der andere es so weit gebracht haben würde; vielleicht wäre er gar ein Verschwenker geworden, der das ererbte Gut wieder zurückbrachte. Dies war ein Trost für den alten Herrn. Denn wenn einer auch mit einem kleinen Vermögen gut haushalten kann und weiterstrebt, mit einem Vermögen wie Schloß Fernmond ist dies doch eine andere Sache, da geht gar mancher auf die schiefen Ebene und es ging bergab anstatt aufwärts. Nun, wie dem auch sei. Des Grafen Ehrgeiz war es stets gewesen, das Schloß mit seinen schönen Besitzungen, mit seinem fruchtbaren Boden, höher zu bringen. Wie viel an Grundstücken und Waldung hat er schon dazugekauft und somit das Anwesen gut um das Doppelte vergrößert. Neue Stallungen, neue Scheunen und Wirtschaftsgebäude hat er erstellen lassen. Mein Wunder, wenn die nächsten Gutsnachbarn und Gutsbesitzer Schloß Fernmond als das größte und bedeutendste Besitztum bezeichneten und den Grafen beneideten um sein herrliches Schloß.

„Noch eines, Herr Graf. Wünschen Sie, daß der Diener Robert entlassen wird, der sich neulich einer Vergeßlichkeit schuldig gemacht, indem er dem Herrn Baron Krasnowitz Ihre Bestellung nicht überbrachte?“

„Ah bah“, entgegnete der Graf mit einer abwehrenden Handbewegung. „Robert ist sonst zuverlässig. Geben Sie ihm eine Rüge, dann wird er ein anderes Mal gewissenhafter sein. Ich bin nicht für den häufigen Wechsel der Leute. Er soll diesmal mit dem Schrecken davonkommen. Ich glaube und hoffe, daß jeder meiner Untergebenen, bis hinunter zum Stalljungen, es sich zur Ehre gereichen läßt, in meinen Diensten zu stehen.“

„Das meine ich auch“, entgegnete der Inspektor. „Ich bin ganz der Ansicht des Herrn Grafen. Jetzt wäre meine Mission beendet, oder hat der Herr Graf noch einige Wünsche?“ fragte der Inspektor, indem er seine Bücher nahm und das Zimmer verlassen wollte.

„Nein, ich wüßte nichts mehr“, entgegnete dieser. „Doch halt, ich wollte gerne mit Ihnen die Obstanlagen besichtigen, gestern bin ich daran gehindert worden.“

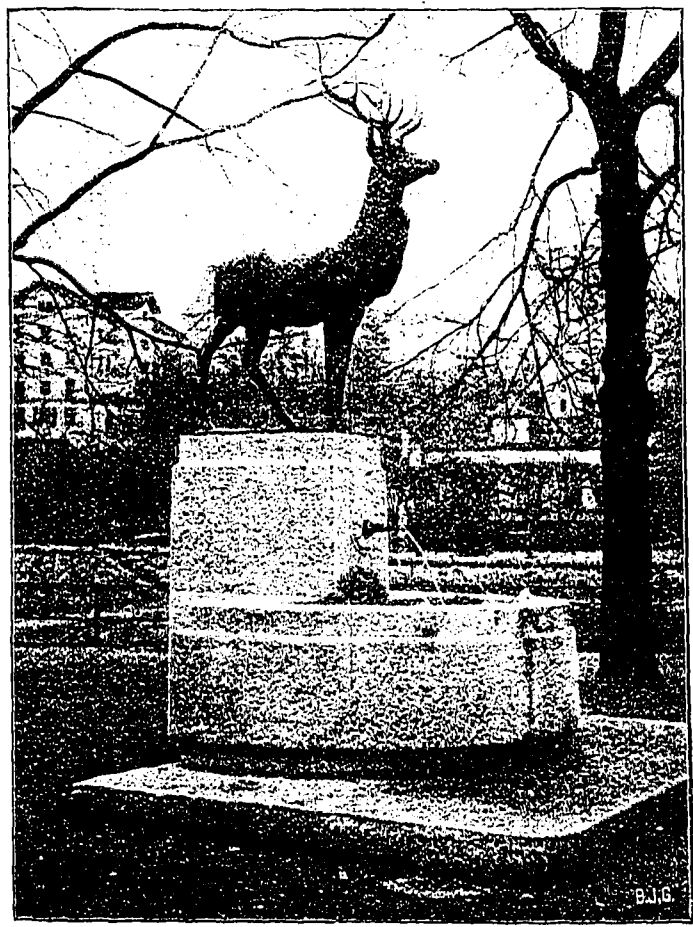
„Heute“, etwas gedehnt sagte es der Inspektor. „Es ist Sonntag, Herr Graf. Ich habe die Löhnung. Könnten Sie nicht einen anderen Tag bestimmen?“

„Es ist gut, ich dachte nicht daran. Natürlich wählen wir einen anderen Tag. Sagen wir Montag, da ist ohnehin etwas mehr Zeit zu solchen Dingen.“

„Wie der Herr Graf wünscht“, sagte der Inspektor, und grüßte freundlich seinen Dienstherrn, mit dessen Wesen er heute äußerst zufrieden war, und verließ das Gemach.

„Bist ein treuer und tüchtiger Beamter“, dachte der Graf, als er wieder allein war. „Wahrlich, du verdienst eine besondere Auszeichnung. Ich werde schon noch Gelegenheit finden, um dir deine Treue zu lohnen.“

Der Graf war ein guter und sehr gerechter Mann trotz seiner manchmal sich bis aufs äußerste steigenden Heftigkeit. Darum zürnte man ihm auch nicht lange und sein ganzes Personal war ihm in jeder Beziehung treu ergeben. Würde es auch so sein, wenn plötzlich der Schreier von seinem Dasein gelüftet, wenn sie wüßten, daß er dies alles nicht in dem Maße verdiente. Sie würden ihn hassen und verabscheuen und alle die ihm jetzt treu



Ein interessantes Denkmal in der Schweiz: Der neue Hirschbrunnen auf der Ragspiß-Promenade in Zürich.

ihm in jeder Beziehung treu ergeben. Würde es auch so sein, wenn plötzlich der Schreier von seinem Dasein gelüftet, wenn sie wüßten, daß er dies alles nicht in dem Maße verdiente. Sie würden ihn hassen und verabscheuen und alle die ihm jetzt treu

ergeben, sie würden sich abwenden und die Faust gegen ihn erheben. Nein, vielleicht nicht alle. Er war ja unverschuldet in ein Verhängnis hineingekommen. Man mußte auch Gerechtigkeit walten lassen und das Mitleid durfte ihm nicht versagt bleiben. Mitleid — er will kein Mitleid und noch ist er der Herr, noch steht er auf seinem Posten und nur, wenn er selbst es will, kann er gestürzt werden. Aber er will es nicht, er könnte es nicht ertragen. Heute hat er wieder neuen Lebensmut. Er, der hier gearbeitet, tren und unermüdet, er soll sich verdrängen lassen! Sein Verdienst und seine Mithilfe ist es, daß das Erbe der Fernonds das geworden, was es heute ist. Fast in Ekstase voll Selbstlob und Selbstgerechtigkeit redet sich der alte Herr hinein. Das kleinste dreht er zu seinen Gunsten. Wie er all dies zusammenwirft, da steht er groß und gerechtfertigt da, alle Schuld, alle Mahnung seines Inneren verstimmt. Er lächelt, er hat geglaubt, gesiegt über sich selbst, über das bessere Ich, das sich in ihm all die Jahre hindurch geregt.

Unrecht und stolz wie ein Feldherr, der nach jeder Schlacht kein Lehrt, verläßt er sein Gemach und begibt sich in den Schloßhof. Lebhaft die schönen Stallungen, die Wirtschaft und die übrigen Gebäude, seine Zuversicht, sein froher Mut wird dadurch gekräftigt. Gehoben und voll Freude an seinem Besitz geht er wieder ins Schloß, da es Zeit zur Mittagstafel ist.

Gräfin Adelaide und Lisa sind bereits anwesend, als der Graf den Speisesaal betritt. Lisa eilt ihm entgegen, hängt sich an seinen Arm und führt den Großvater an seinen Platz. Seit der Fahrt am Morgen ist sie dem Großvater viel näher gekommen. Sie hat so viel zu fragen und ihr Jubel kennt keine Grenzen, da ihr der Großvater einen eigenen Wagen, den sie noch besitzen benutzen darf, versprochen. Er soll in der Stadt extra für sie angefertigt werden und zwei braune Fuder werden ihr zur Verfügung gestellt. Wie eine Prinzessin kommt sich Lisa vor; dankbar küßt sie dem Großvater die Hand.

Gräfin Adelaide ist ebenfalls viel heiterer wie lange nicht. Sie hat ihre Sache mit dem Notar geordnet. Es war ein schwerer Gang gewesen und viel Selbstbeherrschung hat sie bewahren müssen. Nun, nachdem sie erfahren, daß die Liebe ihres Vatten ein Wahnbild, eine Lüge gewesen. Er hat ihren Reichtum geheiratet und eine andere geliebt. Niemand hat es erfahren, selbst der Vater nicht, der ja sehr gegen ihre Ehe mit dem Leutnant Landen gewesen. Still hat sie die langen Jahre ihrer freudlosen Ehe getragen und nur ihrem Kinde gelebt. Erst das Leiden ihres Vatten, das ihn lange Zeit an das Krankenlager gefesselt, machte ihr Herz etwas weicher und mitleidiger dem Manne gegenüber, der einst ihr Gott, ihr Glück und ihre Seligkeit war. Jetzt erst, nachdem sie den Vatten verloren, sah sie so recht, daß ihre Ehe ein Irrtum war, eine Lüge, die ihren Lebensmut gebrochen hatte. Ihr Vatte hatte ihre Liebe nicht gesucht, die gab ihm durch Stellung und Reichtum nur ein glänzendes Relief für seine Persönlichkeit. Nun war sie frei und konnte ihr Leben neu beginnen. Neu beginnen, o nein, sie hat mit allem abgeschlossen, das einst ihr Leben und Dasein ausfüllte. Die Liebe, die sie sich ersehnt, von der sie geträumt als junges Mädchen, sie hat sie nie besessen, trotz Reichtum und Glanz, der sie umgab. Wie arm war sie sich manchmal in ihrer Ehe vorgekommen, da sie nur zu deutlich wußte, daß ihres Vatten Gedanken, sein Herz und seine Empfindungen einer Fremden gehörten, die sie anfangs glühend gehaßt und später gleichgültig beiseite, aus ihrem Leben schob. Denn ihre Liebe zu Kurt starb, starb in den ersten Jahren ihrer Ehe, als sie ihre grenzenlose Enttäuschung wahrgenommen. Da wurde ihr Herz kalt und gleichgültig für alle äußeren Dinge. Sie war nicht wie andere Frauen, die sich vielleicht anderweitig entschädigten, nein, dazu war Gräfin Adelaide viel zu vornehm und fein, daß sie als das Weib eines Mannes, wenn er sie auch nicht liebte, einem anderen Liebe entgegenbrachte. Es war vielleicht ein Charakterzug ihres Wesens, daß sie durch die eine Enttäuschung gegen alle Männer ein Mißtrauen und einen Groll empfand. Nur Lisa, ihr einziges Töchterlein, durfte Anspruch auf sie machen. Ihm schenkte sie ein ganzes Herz voll Liebe und Hingebung. War sie durch ihre Erkenntnis eine gleichgültige, teilnahmslose Gattin geworden, so wurde sie für ihr Kind alles. In ihm und für dasselbe lebte sie. Sein Glück und seine Zukunft war ihr Glück. Jetzt, nachdem sie ihrer lästigen Fessel, ihrer Ehe ledig, nun wollte sie lieben und glücklich sein mit ihrem Töchterlein. Sie wollte alles vergessen, die Vergangenheit existierte nicht mehr für sie. Hier im Vaterhause wollte sie wieder anfangen, das Leben zu lieben und ihrer schönen Jugendzeit gedenken, da sie noch nicht geruht, wie es draußen in der Welt zugeht, an diese Tage gedachte sie gerne voll wehmütiger Freude, nur die Episode ihrer Ehe, sie sollte aus ihrem Dasein schwinden.

„Du siehst schon bedeutend wohler aus, Adelaide“, sagte der Graf zu seiner Tochter. „Im Vaterhause ist es doch am schönsten. Wärest du nie fort von hier gegangen, es würde dir manches

erspart geblieben sein. Denn wie ich immer deutlicher sehe, hast du deinen frohgemuten Sinn da draußen gelassen.“

„Ja, Vater, dies mag wohl sein. In der Jugend ist manchmal töricht und strebt stets nach Veränderungen und Wechselung.“

„Und die Liebe macht blind“, sagte der Graf leise zu seiner Tochter, als Lisa eben auf seinen Wunsch die Wasserkrasse, die auf der Türschwelle stand, herbeiholte.

Gräfin Adelaide erröte leicht und wandte ihr Haupt etwas erschrocken dem Vater zu. Sollte er dennoch nicht so ganz unwissend über ihre Ehe geblieben sein? Er sah so gleichmütig aus. Es war wohl nur eine Vermutung und der Vater bedauerte eben den frühen Tod ihres Vatten.

„Übrigens, Graf Marco hat eine glänzende Karriere gemacht. Er ist deutscher Botschafter und genießt hohes Ansehen. Leider ist er noch unvermählt, doch ich hoffe, daß er bald eine ihm würdige Gemahlin heimführt.“

„Das läßt sich hören“, entgegnete die Gräfin und grüßte freundlich den Inspektor und die übrigen Beamten und Bediensteten des Schlosses, die an der Tafel speiseten und nun allmählich das Zimmer betraten.

„Ja, er hat's weit gebracht. „Man hätt's dem stillen Büchlein gar nicht zugetraut. Letzten Sommer hat er mich auf einige Tage besucht. Du weißt, ich hab' nun einmal sozusagen einen Narren an ihm gefressen, da ich keinen Sohn besitze, so ist er mir wie ein solcher geworden. Es ist mir heute noch leid, daß mein einziger Wunsch nicht in Erfüllung ging“, die letzten Worte sagte der Graf leiser, nur seiner Tochter verständlich.

Gräfin Adelaide schwieg und schaute still auf ihren Teller. Ein Diener servierte die Suppe und das Gespräch stockte, denn bei dem Grafen war es verpönt, wenn bei Tisch viel gesprochen wurde, besonders wenn keine Gäste anwesend waren.

Gräfin Adelaide aß mechanisch einen Vössel Suppe. Graf Marco, ihr Kindheits- und Jugendfreund. Sie wußte wohl den Wunsch des Vatters. Er wollte sie einst dem Grafen zur Gemahlin geben, doch sie hat damals den Leutnant Landen kennen und lieben gelernt und nur dieser existierte für sie. Sie liebte seine frohe, sieges sichere Art, sein hübsches, offenes Gesicht und seine unverwundliche Laune. Graf Marco war ihr zu schwerfällig, zu still und phlegmatisch vorgekommen, und bald darauf verlobte sie sich mit Kurt Landen. Doch ihre Liebe und Leidenschaft verflücht schon in den ersten Jahren ihrer Ehe, als sie einsah, daß Kurt sie nicht liebte. „Wäre sie auch bei Graf Marco so enttäuscht worden?“ fragte sich die Gräfin. Sie fand indes keine Antwort und wurde auch durch die Anwesenden auf andere Gedanken gelenkt.

Lisa unterhielt sich in den Zwischenpausen, das heißt bei jedem neuen Gericht, das gereicht wurde, mit Fräulein Lenchen. Ihr warmes, mitleidiges Herz hatte sich sogleich dem alten, einsamen Geschöpfe zugewandt und dieses war äußerst überrascht und erfreut über die ihr zuteil gewordene Ehre und beantwortete Lisas Fragen in fast demutsvoller Ergebenheit.

„Fräulein Lenchen, wie ich höre, sind Sie im Schneidern sehr bewandert. Wollen Sie nicht heute mittag auf ein Stückchen zu mir kommen. Ich habe allerhand für Sie und,“ setzte sie leiser hinzu, „ich möchte zu gerne auch Ihre Kunst erlernen. Die Mama und auch der Großvater sagen jedoch, daß das unnötig ist. Ich habe nun einmal Freude daran und jedenfalls schadet es nichts, wenn ich mich darin übe.“

„Nein, gewiß nicht“, entgegnete Fräulein Lenchen. „Ich will gern Ihre Lehrmeisterin sein, gnädigste Komtesse“, sie sagte trotz allem Widerspruch immer wieder Komtesse zu Lisa und diese ließ sie gewähren; Fräulein Lenchen war nun einmal nicht davon abzubringen.

„Die Mama wird nichts dagegen haben“, sagte jetzt Lisa. „Ich ist glücklich, wenn mir die Zeit nicht zu lange wird.“

„Die Frau Gräfin ist herzensgut“, erwiderte Fräulein Lenchen. „Was für Geheimnisse tramt unsere kleine aus“, sagte plötzlich der Großvater zu seiner Enkelin und lächelte zu ihr herüber.

„O, Großvater, wir unterhalten uns prächtig. Fräulein Lenchen hat mir ihre Hilfe angeboten. Du weißt, daß Sie sehr unentbehrlich ist, und somit will sie sich auch mir nützlich erweisen.“

„Das ist recht“, entgegnete der Graf. „Fräulein Lenchen war schon die rechte Hand deiner Großmutter. Laß dir auch von ihr erzählen, sie war ja fast am meisten von uns um die liebe Verstorbene.“

Der junge Volontär, der Fräulein Lenchen schräg vis-à-vis saß, lächelte etwas spöttisch. Herrgott, hat das junge Mädel mit der alten Jungfer eine Wirtschast. Sie tat gerade, als sei sonst niemand vorhanden. Natürlich war er ja Lust für solche Wörter, dachte Eigenheim, genannt Eigensinn. Doch so furchtbar großspurig brauchte sie ihm gegenüber nicht zu tun. Ihr Vater war auch nur Leutnant gewesen und er würde einmal Reserveleutnant. Reserveleutnant! Der junge Mann nahm unwillkürlich eine militärische Haltung an,

als würde er schon vor Seiner Majestät dem Kaiser. Sollt' ihm mir einer kommen, er wird einmal seinen Mann stellen. Freilich, hier beachtete ihn keiner, höchstens der Inspektor, und dessen wohlmeinendes Interesse wurde ihm manchmal zur Last. Himmel, hat er heute morgen wieder gewettert. Er war doch auch erst ein Paie, mußte von der Pise auf lernen. Dem Grafen jedoch würde er am liebsten die Hand küssen, denn das Lob das er dem Inspektor heute spendet, das er ihm schon brühwarm mitgeteilt, wurde dem Volontär zum Vorteil, da der Inspektor ihn liebevoller als gewöhnlich behandelte. Wenn das gnädige Fräulein ihn nicht beachtete, so war sie für ihn auch nicht da. Heißt es nicht umsonst: „Wurst wieder Wurst“, dachte der gekränkte Jüngling und strich sich den dünnen Flaum seines kaum vorhandenen Bärtchens.

Er wollte sich schon Amüfement verschaffen, sonst war es ja sterbenslangweilig. Am Sonntag ging er ins Dorf zum Tanz, wenn der Inspektor auch noch so verächtlich darüber urteilte. Die niedlichen Dorfmädeln einmal im Tanze zu schwingen, war auch ein Vergnügen, besonders für einen, der erst aus der Stadt in diese Stelle kam. Er blickte ziemlich schadentrotz nach Lisa hinüber. Ja, meine werthe Dame, es gibt noch andere Mädchen als du. Liebenswürdiger und hübschere. Wie bleich sie heute wieder ausah. Nein, für ihn war sie nichts. Er liebte runde, rotwangige Mädels und nicht solch ätherische Wesen.

Der Inspektor, welcher schon eine Weile seinen Zögling beobachtete, lächelte unwillkürlich. Wia, der Zunge begann gar verliebt zu werden. Die Frauen will er ihm austreiben. Er mußte erst trocken hinter den Ohren sein, ehe er an Liebe und dergleichen dachte. Erst mußte er eine strenge Lehre durchmachen, sonst wurde nichts Gesehites aus ihm. Und die Entlein des Grafen — die einrige Erbin all dieser Reichthümer, sie war nichts für solch grünen Jungen. Der Graf hob jetzt die Tafel auf. Der Inspektor und Eisenstein konnten ihren eigenartigen Gedanken nicht weiter nachhängen, was für beide von Nutzen war, denn es gibt Dinge, da nur ein kurzweiliges Gedenken nicht gut und heilbringend ist.

Auf Wunsch der Gräfin wurde heute der Kaffeetisch auf der Terrasse gedeckt; vorher jedoch pflegte der Graf und seine Tochter ein kurzes Ruheständchen zu halten. Lisa nahm im Hinausgehen Fräulein Lenchens Arm und zog sie mit sich in ihr reizendes Gemach, das sich im ersten Stode des rechten Schlossflügels befand. Von Lisas kleinem Boudoir, an das sich ihr Schlafgemach anschloß, hatte man einen herrlichen Ausblick in den Park und die waldigen Berge, die sich im Hintergrunde erhoben. Fräulein Lenchen hatte bei der Einrichtung von Lisas kleinem Reich selbst Hand mit angelegt, war jedoch jedesmal wieder entzückt, wenn sie dasselbe betrat.

Die weißen, zierlichen Möbel, das kleine Eschotischen aus heller Leide, die geblünten Hockerchen, der kleine Schreibtisch, die Kippstühle und der weiche Smyrnateppich gaben dem Ganzen einen eigenartigen, vornehmen Anstrich. Reizende kleine Gemälder, sowie ein großes Ovalebild, eine Meerfahrt darstellend, zierten die Wände. Weiße Spitzenstores mit Seidenronleaus waren an den hohen Fenstern angebracht. Lisa hätte hier eine Fürstin empfangen können, so geschmackvoll und elegant war das Gemach.

„Fräulein Lenchen, ich habe eine ziemlich schwierige Stickerie für Mama angefangen. Sie könnten mir vielleicht dabei etwas an die Hand gehen. Ich hab' meinen Stickerunterricht unterbrechen müssen, durch Pappas Krankheit und raschen Tod bin ich mit meinem Lernen ziemlich aus dem Gleichgewicht gekommen. Ich rede ja noch weiter Musikstunde und Sprachen nehmen, Mama will mir eine Lehrerin besorgen, doch mir bangt davor, wer weiß, was der Großvater mir aussucht, er selbst will die Wahl treffen. Ich dachte stets, ich hätte jetzt genug gelernt, doch meine Wissenschaft wird in dieser Beziehung nicht gefragt.“

„Man kann nie auslernen“, entgegnete Fräulein Lenchen, als sie beiden sich auf dem kleinen Sofa niedergelassen und sie Lisas Arbeit in Händen hielt.

„Seien Sie glücklich, gnädiges Fräulein, wenn der Herr Graf Ihr Wissen und Ihre Kenntnisse bereichern will. Was man gelernt, kann man nie verlieren, doch Geld und Gut oft in einer Nacht.“

„Die wohl, doch mir paßst es so etwas sicher niemals. Im Gegenteil, Sie sehen ja, ich avanciere immer höher hinauf. Im Elternhaus bin ich nie so verwöhnt worden. Mama hat einen ziemlich einfachen Haushalt geführt, hingegen ist es hier fürstlich.“

„Ja, die Frau Gräfin weigerte sich ja, die große Summe, die der Graf jedes Jahr auf die Bank gab, aufzubrauchen.“

„Wie, davon weiß ich nichts. Das hat die Mama getan. Aber warum denn?“

Der arme Papa hatte manchmal Schulden, die der Großvater nicht bezahlen wollte, weshalb Lisa den Großvater nur als ungerathenen, finsternen und mitleidlosen Mann gehalten hatte. O, das war ja merkwürdig, dachte Lisa. Die Mama hat dem Vater nichts gesagt von dem Gelde. Wie unglücklich war ihr Vater manchmal gewesen. Jetzt verstand sie auch, als er eines Tages zu ihr sagte:

„Möge dir ein glücklicheres Leben erblühen als mir.“ — Aber es war unmöglich, ihre Mutter, diese gute, edle Frau, sie sollte so gehandelt haben? Fräulein Lenchen wußte dies nicht genau. Lisa lächelte.

„Fräulein Lenchen, da sind Sie entschieden im Irrtum. Mama würde nie so gehandelt haben.“

Fräulein Lenchen schwieg betroffen und machte sich an der Stickerie zu schaffen. Hätte sie doch geschwiegen. Sie wußte nicht, daß sie damit eine Wahrheit ans Licht gezerrt, von der das Kind nichts ahnte. Also ist ihre Vermutung dennoch richtig. Die Frau Gräfin hat den Gatten gekrafft, als sie sah, daß er es hauptsächlich auf ihr reiches Erbe abgesehen hatte. Sie gab dem Manne nur das Nötigste — nein, das war auch nicht richtig, denn auf der Bank war es ja nicht mehr, dies hatte der Graf festgestellt und der Tochter geschrieben. Sie selbst hat ja den Brief an die Tochter schreiben müssen, da der Graf damals eine kleine Verletzung an der rechten Hand hatte. Dann kam das Zerwürfniß, das den Grafen von seiner einzigen Tochter lange Jahre entfremdete. Jemand etwas mußte damals geschehen sein, der Graf kam viel in die Stadt und erregt und erbittert wieder zurück. Einmal fuhr die Gräfin vor und — Himmel, war sie denn blind, sie wußte ja ganz genau, was geschehen war und hat dem Auftritt, den der Graf mit seiner Tochter hatte, selbst beigewohnt. Wie einen das Gedächtniß doch manchmal im Stich läßt, dachte Fräulein Lenchen. Lisas Vater hatte — nein nicht ausdenken — fast scheu streifte sie Lisas blondes Haupt. Die Gräfin hatte auch unrecht gehandelt und der Gatte, durch seine schlimme Lage veranlaßt, sich das für seine Frau auf einer Bank deponierte Geld zu verschaffen gewußt. Natürlich hat die Gräfin es dem Gatten nachher zugestanden und sein Tun als von ihr ausgehend gebilligt, doch nur, als es ihrem Gatten seinen ehelichen Namen gefostet hätte. Das waren schlimme Zeiten und der Graf war wie ein Kalender gewesen, seine Einzige war gelassen und hatte sich nie wieder im Schlosse blicken lassen, bis nun vor kurzem ihr Gatte gestorben. Jetzt öffnete sich wieder das Waterhaus für Adelaide und versöhnt hat sie der Graf in die Arme genommen.

„Sie müssen nicht so genau darauf achten, was ich sage. Ich weiß ja keinen Bescheid und habe kein Recht, mich um persönliche und Familienverhältnisse zu kümmern. Natürlich ist dies ein Irrtum meinerseits, denn die Frau Mama liebt den Vater über alles und würde ihm nie wissenschaftlich Nummer bereiten.“

„Das ist wahr“, sagte Lisa. Fräulein Lenchens Worte überzeugten sie indes nicht gänzlich. Merkwürdig war die Sache auf jeden Fall. Sollte dies am Ende der Grund zu des Großvaters Wesen und seinem finsternen Groll sein? Lieber Himmel, sie wurde ja hier noch zur Grüblerin, jedem Wort maß sie einen Wert bei, als stecke irgendein Geheimniß dahinter. Sie will sich nicht ihren frohen Sinn rauben lassen. Der Großvater ist auch glücklich, ihn hat nur die Abwesenheit der Tochter und sein einsames Leben zum Einsiedler und Sonderling gemacht. Jetzt lebte er förmlich auf. Also fort mit allen Hirngespinnsten. Ein Mädchen mit siebzehneinhalb Jahren hat anderes zu denken und zu tun als schwierige Probleme zu lösen. Wochten sie alle reden, was sie wollten, Lisa lächelt dazu. Hat sie nicht ein beneidenswertes Leben, kann sie nicht glücklich sein? Warum also macht sie sich selbst durch lächerliche Dinge das Leben schwer.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Regen in die Traufe.

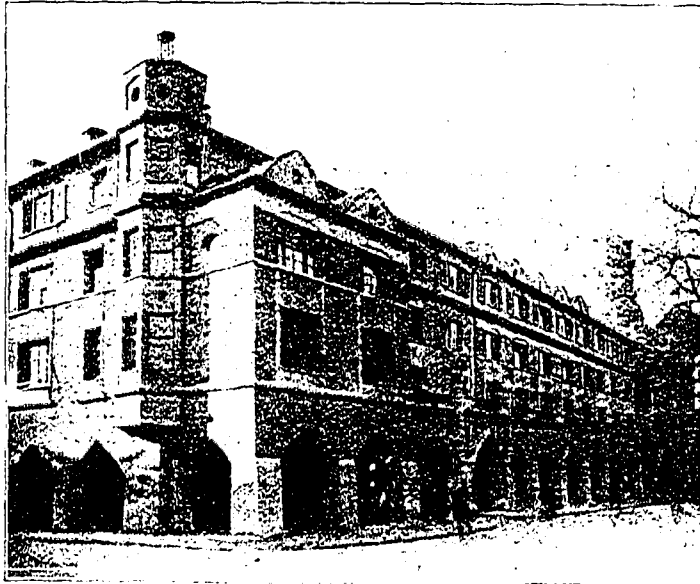
Humoreske von Thella Edensfeld. (Nachdruck verb.)

„Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.“ Diese Weisheit verkündet schon ein altes Sprichwort. Daß jedoch uniebame Geschenke eine nur schwer versiegende Quelle des Regers sein können, hatte Familie Köhler schon zur Genüge erfahren. Und zwar waren es die Aufmerksamkeiten der Tante, beziehungsweise Erbtante Laura Wagemann, die sich schon wiederholt als echte Danaergaben erwiesen hatten. — Der Amtmann brauchte nur an die Explosion von Willys fehlerhafter Dampfmaschine zu denken, die zum Glück — außer einer großen Aufregung und einer noch größeren Rechnung des Arztes — keinen bleibenden Schaden im linken Auge des jungen Herrn hinterlassen hatte.

Und daß die leidene Bluse, die die Hausfrau am letzten Weihnachtstefte von Tante Laura bekam, schon bei dem erstmaligen Gebrauche etliche lange Risse auswies, war vielleicht ebensowohl Frau Köhlers Unbescheidenheit, sich einer gewissen Stumpfenheit zu erfreuen, zuzuschreiben, wie der Tatsache, daß der Stoff vor seiner Bestimmung schon jahrelang in Tante Lauras Schublade gelagert hatte.

Der Besuch von Ausverkäufen und sonstigen verlockenden Einkaufsgelegenheiten gehörte zu Tante Lauras Hauptvergnügen.

Mit reichgepäckter Börse erschien sie als erste auf dem Platz, ließ sich sämtliche herabgesetzten Waren vorlegen, prüfte, kritisierte, rümpfte die Nase. Nach stundenlangem Aufenthalt jedoch



Die neue Markthalle in Stuttgart. (Mit Text.)

hatte sie so viel Ware erstanden, daß die Verkäuferin die reinste Leporelloliste in der Hand hielt und der Inhaber des Geschäftes in unterwürfigster Haltung ihren „anserkleien seinen Geschmack“ in allen Tonarten vries. Tante Lauras Freudenzimmer, das aber — den gastfreundlichen Empfindungen seiner Besitzerin gemäß — noch niemals seiner Bestimmung gedient hatte, wurde im Lauf der Zeit der Stapelplatz all der mehr oder weniger nützlichen Dinge,



Ein weiblicher Architekt. (Mit Text.)

die sie von ihren Einkaufsreisen mitbrachte. Das Geben gehörte zwar im allgemeinen nicht zu Fräulein Wagemanns Liebhabereien. Aber das Nehmen fand sie weit aus seliger. Und ihr sehr reichbesteckter

sich verlegte sie stets in die rosige Laune. Umgekehrt schalt sie insgeheim oft und viel auf die „Mittelt“, an und für sich so herrliche Feste wie Oken und Weihnachten, durch so profane Gespögenheiten wie Schenken und Bescheremühen zu entweichen. Wie viele Nummern ihres reichhaltigen Verzeichnisses mußten da stets gepflegt werden! Und wie viel Kopfzerbrechen verursachte erst die richtige Verteilung der Geschenke!

Nur zuweilen empfand Fräulein Wagemann eine gewisse Befriedigung beim Schenken. Wenn ein Gegenstand, der schon beim Einkaufe der Gattung der Ladenhüter angehörte, im Laufe der Zeit nicht gerade an Schönheit des Aussehens oder Feinheit des Geschmacks gewonnen hatte. So verschenkte Fräulein Wagemann einmal eine ansehnliche Porzellan-Schokolade, die sie nach Naphthalin duftete, daß sie getrost als Mottenfugmittel verwendet werden konnte.

Des Amtmanns fünfzigster Geburtstag stand vor der Tür. Ein Tag, den auch Tante Laura gebührend mitfeiern mußte. Verbrachte sie doch manche angenehme Stunde im köhlerischen Familientreffe.

Aufmerksam hielt sie Musterung in ihrer Schatzkammer. Fürchterlich fiel sie gerade nicht aus, aber auch nicht erfreulich. Denn was Tante Laura momentan auf Lager hatte, war nicht passend für ihren Zweck. Stoffe, seidene Handschuhe, Taschentücher mit gestickten Eden, sowie eine Anzahl Markittischer Kämme konnte sie einem Herrn ja nicht schenken.

Da plötzlich fiel ihr ein, daß gerade jetzt ein großes Porzellanwarengeschäft in der Kaiserstraße einen Inventurausverkauf veranstaltete.

Flugs eilte sie hin und beschaute mit gewohnter Gründlichkeit die dort ausgestellten Waren. Insbesondere war es eine stattliche Figur aus Majolika, die ihre Blicke immer wieder auf sich zog.

„Ja, die ist besonders billig“, antwortete die Verkäuferin die unschlüssige Kundin.

„Wen stellt denn übrigens diese Figur vor?“ erkundigte sich Fräulein Wagemann.

„Eine Frauengestalt. Mehr weiß ich leider auch nicht, die Tracht ist mir ganz fremd.“

Die Ehrfurcht gebietende Haltung der Figur erregte Tante Lauras Interesse in immer höherem Grade. Selbst der mit unbekanntem

Aufenthalt abwesende rechte Daumen merkte sie nicht, ebensowenig, daß die Gestalt in dem Kampfe des Daseins ein Stück von der Kabinenspitze eingebüßt hatte. An der Figur war, wenn dem noch genug zu sehen. Unter anderem war merkwürdige Kuhhörner, zwischen denen eine Sonnenscheibe prägte.

Nachdem Tante Laura den Kaufpreis von fünf und zwanzig Pfennige herabgesetzt hatte, befohl sie, die Figur sofort in die köhlerische Wohnung zu

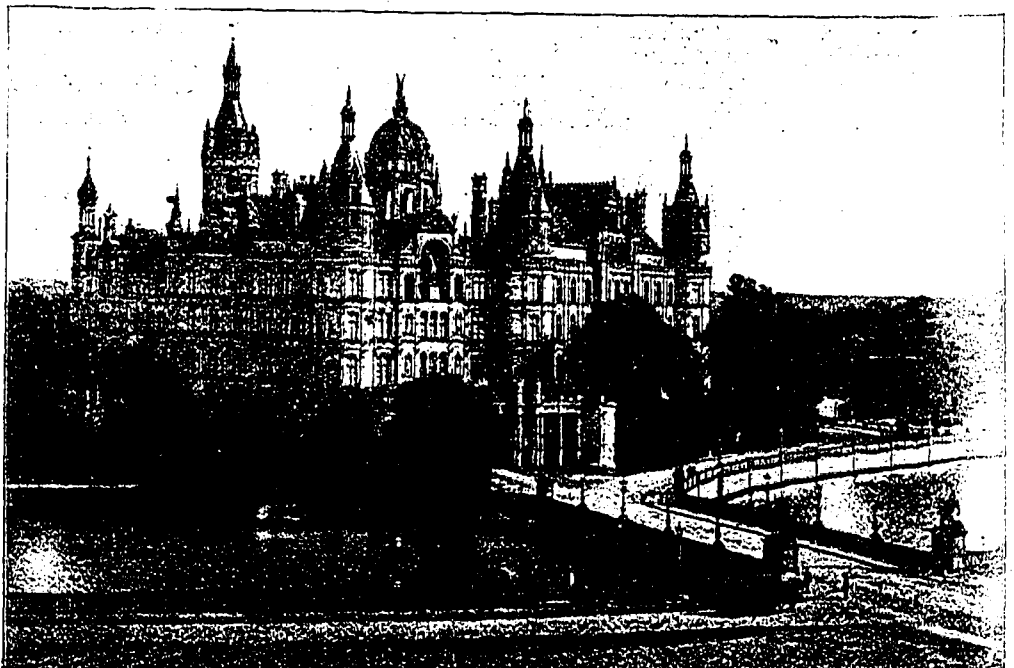


Ein neues Schnellfeuergerät für und gegen Klugzeuge. (Mit Text.)



Vincenzo Bernaggia, der Dieb der Mona Lisa. (Mit Text.)

Geburtstags hatte, befohl sie, die Figur sofort in die köhlerische Wohnung zu



Das Großherzogliche Residenzschloß in Schwerin. (Mit Text.)

schicken. Hierauf begab sie sich ebenfalls dahin und lag bald da-  
rauf in tiefer Narkose an dem Halse des Geburtstagskundes.

Der Amtmann, der nichts so sehr haßte, wie die Heuchelei,  
bedankte sich ziemlich läßl für das Angebinde.

Die Tante schien das nicht zu merken. „Suche nur einen  
guten Platz für das Kunstwerk aus“, sprach sie sanften Tones.

Sobald kam Willy  
aus der Schule. „Ah,  
Frau Jis!“ Frohlockend  
deutete er auf die Fi-  
gur. „Erst gestern habe  
ich sie in der Gesichts-  
stunde vorgestellt be-  
kommen.“

Die gute Tante kam  
sich in diesem Augen-  
blick ordentlich wichtig  
vor. Ein Abglanz ihrer  
von Gemüthung frei-  
enden Stimmung fiel  
auf den Knaben, dem sie  
einen saftigen Schmatz  
auf die Stirn versetzte.

Aber anstatt sich die-  
ser Auszeichnung wür-  
dig zu erweisen, zog er  
sich mit einem großen  
Tintenleck verziertes  
Tischtuch hervor und  
vertilgte die Spuren  
seiner Tantes Liebeslung.

Fräulein Wagemann  
schaute etwas beleidigt  
darauf. — Aber es kam  
noch schlimmer.

„Die Jis in der Schu-  
le hatte aber sämtliche  
Finger und eine ganze  
Nase!“ bemerkte Willy  
mit spitzbübischer Miene.

Der junge Herr be-  
sah sich in dem an-  
wärtigen Stadium der  
Zugelfahre und machte  
sich auch ausgiebigen Ge-  
brauch davon.

Indes — wer Tante  
Lara verblüffen woll-  
te, mußte früher auf-  
passen.

„Die Figur ist wahr-  
lich ein Alttertum“,  
wachte sie leicht hin.

„Selbst Alttertum!“  
brannte Willy halb-  
laut vor sich hin.

Nunmehr hatte die  
Ältere die Langmut  
durch einen Stoß be-  
kommen. Rasch gefaßt  
schloß sie ihren ledern  
Umhang am Arm und  
führte ihn zur Tür hin-  
aus. Erst beim Mit-  
tagessen, das die Tante  
mit schwaches Zureden  
zu zumachen geruht  
hatte, erschien er wieder.  
Aber mit der Schweig-  
samkeit eines Trapp-  
hirsches gewappnet.

„Nun, seht dir et-  
was?“ erkundigte sich  
der arglose Vater. Aber  
die Frage trug ihm  
einen schmerzhaft wir-  
kenden Auftritt seiner Gattin ein. Natürlich auf's beste Hühnerauge:

Dieses Attentat jedoch war nur das faulste Vorpiel zu der  
Sanktion, an der sich fortan die verschiedenen Familienmitglieder  
betheiligten. Da war vor allem Fräulein Erna, die älteste Tochter  
des Hauses. Bei jeder nur halbwegs passenden Gelegenheit ließ sie  
sich berufen, die Mittmenschheit von einer erdreislichen Tatsache

zu überzeugen. Nämlich, daß ihr Gesang gegeben. Daß ihr aber  
das Gehör dazu versagt geblieben, wollte sie nicht einsehen. War  
oftmals am Tage erscholl von ihren Lippen die schöne Weise  
„O Jis und Jiris“. Aber fragt mich nur nicht wie.

Der Amtmann hielt sich die Ohren zu, als er das eritemal  
Zeuge dieser Huldigung war, sprach aber nichts.



Wintertag im Walde. Nach dem Gemälde von G. Rydberg. Phot. Verlag von Joh. Neugebauer, Stockholm.

Doch auch Willy konnte sich das billige Vergnügen nicht ver-  
sagen; die bekannte Stelle aus der „Zauberflöte“ unzähligmal an-  
zubringen. Und zwar in dem tiefsten Bass, der ihm zu Gebote stand.

Das Nesthäkchen der Familie, der siebenjährige Otto, wollte  
auch nicht hinter den Geschwistern zurückbleiben.

Frau Jis hatte auf dem Buffet Platz gefunden. So ist nun

der Junge an dieser geheiligten Stelle des Hauses vorüberging, machte er vor der Göttin ein Kompliment, etwa so tief, wie weiland Tell vor dem Hute zu Altdorf — eines hätte machen sollen.

Der Hausfrau war die Figur von Anfang an ein Dorn im Auge. Das hübsche Kaffeefervice, das vorher hier gestanden hatte und das nun in einer verborgenen Ecke der Garderobe sein Dasein fristen mußte, hatte weit besser hierher gepaßt. Aber was tun?

Tante Laura beglückte das Haus leider öfter als nötig mit ihrer holden Anwesenheit. Und jedesmal schaute sie wie gebannt nach der Stelle, wo die ägyptische Gottheit thronte. Und jedesmal erzählte sie von der Aufführung der „Zauberflöte“ der sie neulich beigezogen hätte, und wobei ihr zu ihrer Freude Frau Jsis begegnet wäre.

„Eine Erbitante gleicht dem guten Kaffee. Beide müssen hübsch warm gehalten werden!“ äußerte der Amtmann wiederholt zu seiner Gattin. „Und selbst wenn die Alte auch noch anfängt, O Jsis und Isis zu singen, müssen wir uns darein fügen.“

Der Frühling erst ien, und mit ihm die schöne Zeit, da Tante Laura eine unbezwingbare Sehnsucht nach dem Lande der Zitronen verpürte. Mindestens ein Vierteljahr wollte sie fern von ihrer Vaterstadt zubringen. Und ebensolange war es Frau Jsis bestimmt, auf einer Kommode im Gange zu residieren. Inzwischen durfte das verbaunte Kaffeefervice wieder von seinem angestammten Plazat Besitz ergreifen. Und es war gut so. Von den sechs Tassen, die es ehemals sein eigen genannt hatte, war eine verschwunden. Natürlich hatte der berühmte Niemand diese Mißstat auf dem Gewissen. Ein Glück nur, daß der Mülleimer nicht berichten konnte von den traurigen Nesten, die die Köchin eines Abends seinem stillverschwiegenen Innern anvertraut hatte.

Doch ieltiam. Mehr noch als vorher der Anblick der blöde dreinschauenden Gottheit ärgerte sich die Hausfrau jetzt über die fehlende Tasse. Und täglich waren Mann und Kinder Zeugen ihres diebezüglichen echt hausfraulichen Nummers. „Die dumme Figur ist an allem schuld!“ jammerte sie, „wäre das Kaffeefervice nicht in die Garderobe gestellt worden, so lebte die Tasse noch heute.“

„Du sprichst ja wie ein Märchen,“ lachte der Amtmann, „da leben die Menschen, wenn sie nicht inzwischen zur großen Armece abgerufen werden, bis zum jüngsten Tage. Auch das Draufgehen des Porzellans muß einmal anfangen.“

„Abwechslung macht Vergnügen,“ bemerkte Erna, „lasse eben Frau Jsis wieder hereinpazieren und stelle das Kaffeefervice dafür in den Gang!“

„Wo denkst du hin?“ wehrte die Hausfrau erschrocken ab. „Ich bin froh, daß ich das greuliche Frauenzimmer nicht mehr beständig vor Augen habe.“

Der Amtmann lächelte boshaft. „Vergiß nicht, liebe Frau, daß es deine Tante ist, die mich mit dieser Figur beschenkte.“

„Deine Tante, meine Tante! Es handelt sich hier um kein Kartenspiel. Ich wünschte, anstatt der hübschen Tasse wäre die ganze Jsis verschwunden!“

Mit Vorliebe gönnte der Hausherr seiner Gattin das letzte Wort. So auch diesmal. Geschickt wechselte er das Thema.

Eierlegende Zuckerhasen, Luftschiffe aus Schokolade und anderer wohlschmeckender Masse, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind, verkündeten das Herannahen des Osterfestes. Aber auch dieses Ereignis pflegt seine Schatten vorauszuwerfen. Und zwar in Gestalt des lieblichen Scheuerfestes, das die Amtmannin so ganz und gar beschäftigte, daß sie für die übrige Menschheit zurzeit völlig ungenießbar war.

Auch heute stand Haus Köhler im Zeichen des löblichen Heimmachens. Frau Jda nebst Fräulein Tochter, die Köchin im Bunde mit der dünnen, zahnlösen Putzfrau, sie alle arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts im geräumigen Wohnzimmer. Und alle diese eifrigen Wesen waren so sehr in ihre verschiedenartige Tätigkeit vertieft, daß keines von ihnen bemerkte, daß der Hausherr den Kopf zur Tür hereinstreckte, ein „Adieu“ fürs allgemeine Wohl vom Stapel ließ und verschwand.

Als er im Gange nach Hut und Stod griff, streifte sein Blick Frau Jsis. Ein erleuchtender Gedanke durchfuhr sein Hirn. „Dein letztes Stündlein hat geschlagen!“ murmelte er und holte ein großes Papier aus der Schublade. Vergessen war alle Angst vor dem Ärger der Tante, der ja nicht ausbleiben konnte. Schleunigst packte er die Göttin ein und schlich die Treppe hinunter. Leis, wie der Dieb in der Nacht.

Was aber mit der Figur anfangen? Sie zu verschenken geraute er sich nicht, sie verkaufen mochte er noch weniger. Überhaupt ein lächerlicher Gedanke. Der Dummkopf, der für diesen Zimmerichmud nur zehn Fennige bot, mußte wohl erst geboren werden.

Wie das Wänschmädchen zu Nürnberg seine geliebten Freunde unter den Armen hält, also umschlang des Amtmanns Finte das ansehnliche Paket.

Verschiedene Bekannte, die ihm begegneten, warfen erstaunte

Blicke auf dieses. Eine neugierige Freundin von Frau Köhler blieb stehen und erkundigte sich interessiert nach dem Inhalt.

„Ich trage einen Anzug zum Schneider“, warf der Amtmann mit verlegener Miene hin.

„Und das müssen Sie selbst besorgen?“ forschte die Dame mit gesteigerter Teilnahme.

„Die Meinigen stecken bis über die Ohren in der großen Puzerei“, erklärte Köhler und verabschiedete sich mit auffallender Hast.

„Da stimmt etwas nicht!“ dachte Jdas Freundin, „diese Begegnung muß ich heute nachmittag im Kränzchen zum Beinen geben. Wenn Jda Puzerei hat, fehlt sie sicher.“

Endlich sah Köhler sein ersehntes Ziel vor Augen. Und er war darob nicht böse. Hatte ihn doch die ungewohnte Last von Minute zu Minute mehr bedrückt.

Und jetzt stand er am Ufer des Flusses. Ihn hatte er als würdige Erbstätte für sein Opfer auserlesen. In seinem Bette mochte Frau Jsis bis in die ferne Ewigkeit ruhen.

An einer feinen Stelle wollte er die Figur nicht auslesen. Bei kleinen Anlässen ist die Fingigkeit der Polizei bekanntlich rührig. Wie leidt konnte die Figur entdeckt und ihrem rechtmäßigen Eigentümer wieder zugestellt werden! Und der Gedanke, den Fiskal or auch künftig gleich dem täglichen Brot aufgetischt zu bekommen! —

Der Amtmann stand in der Mitte der Pfeilerbrücke. Sinnend schaute er in die Flut. Dann warf er mit kühnem Schwunge das Paket hinunter. Ein kurzes Murmeln der Wellen bestätigte den Erpfang der Gabe.

Seelenvergnügt trat Köhler den Heimweg an. Ihn war so froh und leicht zumute, wie weiland Herakles nach der Vollbringung seiner letzten Tat. Mit Befriedigung betrachtete er die verwaiste Stelle auf der Kommode. Offenbar war das Verschwinden der Figur von niemanden entdeckt worden.

Nun saß die Familie beim Mittagsmahl. Der Amtmann hatte sich vorgenommen, die Seinen im Laufe des Tages von dem tragischen Ende der Frau Jsis zu benachrichtigen. Mochte keine liebe Jda auch ein bißchen zanken im Hinblick auf Tante Lauras bevorstehende Ungnade! Die Figur war versorgt und aufgegeben.

Seine Laune war so auffallend heiter, daß die Gattin mehr als einmal ihn verstoßen von der Seite anblickte. Am stillen verarbeitete sie zur heutigen Gardinenpredigt den Text, der da lautet: „Wein Fröhschoppen sei mäßig!“

Willh und Otto zollten in überlauter Weise den väterlichen Willen Beifall. Kurz, es herrschte eine Stimmung von hitterer Fröhlichkeit, die schließlich selbst die Hausfrau ansteckte.

Ein nicht endenwollendes Gelächter belohnte jedoch mehrer jüngsten Kalauer. Doch leider lauerte das Unheil schon vor der Schwelle. Und ausgerechnet in Tante Lauras Gestalt.

„Da geht's mal sibel her!“ begrüßte die Ankommende die verdutzt dreinschauende Familie. „Mein wiederholtes Kopfen habt ihr ganz überhört.“

Zuerst faßte sich Frau Jda. „Willkommen, liebe Tante!“ rief sie, beklümmert einen Sessel herbeischiebend.

„Diesmal bist du aber kurze Zeit fortgeblieben!“ gab der Hausherr unklugerweise seinen Gedanken Ausdruck.

„Dir vielleicht“, erwiderte Fräulein Wagemann mit harter Betonung. „In Florenz, wo ich zuletzt weilte, war das Wetter so respektwidrig schlecht, daß ich mich förmlich nach Hause sehnte. Auch mein Rheuma stellte sich wieder ein.“

Ihre Zunge aber hatte Tante Laura unverehrt heimgebracht. Dies bewies die nächste Viertelstunde, in der es keinem der Anhörer gelang, zu Worte zu kommen. Die Tante erinnerte sich an eine überheizte Dampfmaschine. Sie sprudelte ihre Erzählungen und Fragen von sich, ohne auf Antwort zu warten.

Mit dem Erscheinen des Gastes war für den Hausherr die Sonne des Frohsinns untergegangen. Ja, sein Gewissen wurde von Minute zu Minute eine eindringlichere Sprache. Was hatte er der Tante, wenn sie nach dem Befinden von Frau Jsis erkundigte? Und wie besänftigte er ihren begreiflichen Jam nach der Entdeckung seiner Mißtat? Was alles mochte er zu ersten Zorne von seiner besseren Hälfte zu hören bekommen? Lobeshymnen keinesfalls. Denn wenn sie die Figur auch mal ausstehen konnte, so fand sie die eigenmächtige Handlung des Gatten doch nicht erwünscht. Am wenigsten gerade jetzt.

Und das Verhängnis ging weiter, Schritt für Schritt. Es freute nur lauschte der Amtmann den Schilderungen von Tante Lauras Erlebnissen.

Endlich schwieg sie. Dagegen griff sie jetzt nach dem unheimlichen Paket, das sie auf den Tisch gelegt hatte und das die Blicke der Ruben nach echter Kinderart gleich einem Magneten angezogen hatte.

Dem Hausherrn klopfte das Herz heinabe hörbar. Vielleicht war sein Geheimnis schon im Verlaufe der nächsten Minuten

enthüllt. Vielleicht erst etwas später. Aber herauskommen mußte die Sache bald. Das lag klar zutage.

„Diesmal, liebe Nichte, bekommst du ein Geschenk von mir“, flötete sie in ihrem süßesten Diskant. „In Rom habe ich es gesehen. Was sagst du zu diesem Zufall?“

Kräulein Wagemann löste die Schnur und entfernte vorsichtig das Papier. Und siehe da, in Watte gewickelt und daher gänzlich unversehrt, entpuppte sie sich vor den Augen der neugierig-erwartungsvollen Familie: die aus Majolika verfertigte Figur des — Juris!

## Kartusche und der Henker.

Der Erzihelm Kartusch in Paris kannte keinen andern Führer als seine Leidenschaften. Er war ein Ungeheuer in Menschengestalt und sein Leben eine Kette von Lastern. Er liebte die Ränke um ihrer selbst willen; er beging Verbrechen und legte sie hinterher unschuldigen Leuten zur Last.

Einmal sollte Kartusch wegen verschiedener Vergehungen durch den Staupenschlag bestraft werden. Als ihn der zur Vollstreckung der Strafe berufene Henker aus dem Gefängnis führte, bat ihn Kartusch flehentlich und unter Versprechung mancherlei Belohnungen, er möchte doch die Streiche so gelind als möglich an ihm vollziehen.

Sein Bitten war aber vergeblich, weil der Henker meinte, die verhängte Strafe sei nicht einmal den Vergehungen des Kartusch angemessen, sondern viel zu gelinde, weshalb er den Bittenden versicherte, er wolle an ihm sein Amt vielmehr mit aller Kraft und Schärfe ausüben. Darüber geriet Kartusch in einen heftigen Zorn und sagte dem Henker, er solle sich versichert halten, daß die größte Rache in kurzer Zeit ihm seine Härte vergelten sollte, und er möge sich nur gefaßt halten, daß er keine geringere Strafe als den Galgen werde erdulden müssen.

Der Henker lachte und spottete über diese Drohungen, aber bald zeigte sich eine Gelegenheit, die dem Kartusch es möglich machte, sie in Erfüllung zu bringen. Am Wohnorte des Henkers sollte ein Pferdemarkt abgehalten werden und auch Kartusch stellte auf demselben, durch Verkleidung unkenntlich gemacht und von seinen Helfershelfern begleitet, einige Pferde zum Verkauf aus. Er trug einem seiner Genossen auf, dem Henker Pferde zum Verkauf anzubieten und zu diesem Zwecke mit zum Markte zu bringen.

Obgleich der Henker gerade nicht nötig hatte, ein Pferd zu kaufen, ging er doch mit, um die Pferde zu sehen.

Wie nun Kartusche den Henker auf dem Marktplatz wußte, ließ er sich hinter eine vornehme Dame und stahl dieser in der Geschwindigkeit die goldene Taschenuhr und steckte diese dann im Gedränge unbemerkt in die Tasche des Henkers. Alsdann eilte er zu der bestohlenen Dame zurück und erzählte dieser, wie er eben zugeesehen, wie jener braungekleidete Mann dort einen Gegenstand aus ihrer Tasche geholt und in seine rechte Rocktasche gesteckt habe.

Die Dame sah nach ihrer Uhr und da sie diese vermisse, ging sie zugleich mit einigen Kavaliern ihrer Gesellschaft zu dem ihr als Dieb bezeichneten Mann hin und sagte diesem ins Gesicht, er habe ihr soeben die goldene Taschenuhr aus der Tasche gestohlen.

Dieser, der so beschuldigte Henker, beteuerte, er habe an einer solchen schändlichen Tat keinen Teil, und als man sich darauf beziehe, daß er die Uhr ja in seine rechte Rocktasche gesteckt habe, wußte er im Bewußtsein seiner Unschuld in die Rocktasche hinein und zog zu seinem Schrecken die Uhr nebst Kette hervor.

Alle Umstehenden und Zuschauer schalten ihn entrüstet und laut einen Dieb und Spießhüben. Der Henker wußte vor Erstaunen nicht, was er sagen sollte, und dieses sprachlose Staunen erregte die Überzeugung, daß er der Taschendieb sei.

Der Tumult führte die Gerichtsdiener herbei, die, nachdem sie den Sachverhalt erfahren, den vermeinten Dieb ins Gefängnis führten. — Kartusch, der sich nun nicht mehr für nötig hielt, verschwand unbemerkt und überließ die Entwicklung des Dramas dem Gericht und den Zeugen.

Die bestohlene Dame und eine Menge Leute, welche den Vorgang auf dem Markte angesehen, zeugten vor dem Richter gegen den Henker. Da auch dieser nicht leugnen konnte, daß er die goldene Uhr in der Tasche gehabt, ob er schon davon nichts wissen wollte, wie diese Uhr dahin gekommen sei, so wurden die Akten zum Spruche verendet, der dahin lautete:

„Wenn der Täter ferner noch beim Leugnen bleiben würde, solle man die Wahrheit durch die Folter von ihm expressen“.

Dieses Urteil wurde befolgt und weil der gefolterte Henker die Schmerzen nicht länger auszuhalten vermochte, so bekannte er, die Uhr der Dame aus der Tasche gestohlen zu haben, obgleich er gänzlich unschuldig war. Die Folge dieses Geständnisses war das Todesurteil: er sollte den Tod erleiden durch den Strang.

Nach damaliger Sitte besuchten nun seine Freunde den Verurteilten im Gefängnisse: alle Henker aus nah und fern erschienen bei ihm und allen versicherte der Verurteilte, hoch und teneb, daß er nicht wisse, wie die Uhr in seine Tasche gekommen und daß nur allein die ihm unauslöschlichen Schmerzen auf der Folter ihn bewogen hätten, den Diebstahl auf sich zu nehmen. Er sprach so beweglich von seiner Unschuld, daß seine Freunde ihm glaubten, er habe das Verbrechen nicht verübt, wenn sie gleich nicht einsehen konnten, wie die Uhr in seine Tasche gekommen sei.

Dies war der Grund, weshalb kein einziger Henker sich bereit finden ließ, die Exekution an dem Unschuldigen zu vollziehen. Daher die Obrigkeit bekannt machte, wenn ein auswärtiger Henker das Urteil vollziehen wollte, so möchte er sich melden und einer doppelten Belohnung gewiß sein.

Kartusch, der von diesem Ausschreiben Nachricht bekam, glaubte seine Nachbegierde noch mehr befriedigen zu können, wenn er dieses Henkergeschäft übernehme, zumal, da es noch doppelt bezahlt werden sollte. Weil er aber anderer Vergehen wegen vom Gericht verfolgt wurde, durfte er sich vor diesem nicht zu erkennen geben, deshalb ließ er von einem seiner Spießgesellen an den Richter schreiben: daß zwar ein geübter Henker erbötig wäre, die Exekution zu vollziehen, weil er aber von den andern Henkern viele Verfolgung zu fürchten hätte, wenn er sich zu erkennen gäbe, so wolle man anfragen, ob nicht der Henker verlarvt erscheinen dürfe.

Dies wurde bewilligt und Kartusch verrichtete wirklich das Henkeramt. — Als er den angeblichen Verbrecher am Galgen hinaufzog, flüsterte er ihm ins Ohr: „Habe ich es dir nicht gesagt, daß du einmal hängen solltest! Dies ist der Lohn für dein scharfes Zuhauen, als du mir den Staupenschlag gabst“.

Hierauf wollte der Verurteilte rufen, aber Kartusch schnürte ihm flugs die Mähle zu.

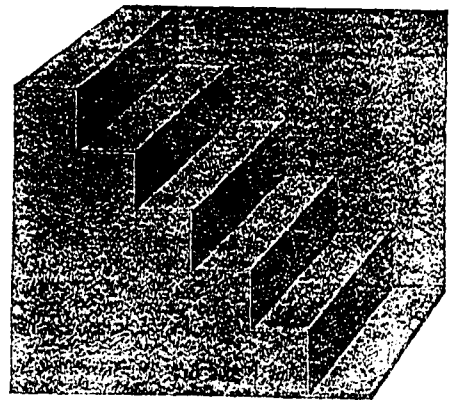
Der Richter fragte nachher: „Was der arme Sünder noch habe sagen wollen?“ und Kartusch antwortete:

„Er wollte sich nochmals rechtfertigen, daß er kein Dieb sei“.  
So endigte mit allen Formalitäten ein höchst ungerechtes Todesurteil.

## Zeitvertreib

### Die komische Treppe.

Wir brauchen nichts als ein Stückchen weißes Papier, auf dem wir die beistehende Zeichnung nachzeichnen. Diese Zeichnung legen wir auf den Tisch und lassen dann unsere Bekannten einen nach dem anderen antreten, um uns zu sagen, was sie darstellt. Der eine wird sagen, es sei eine Treppe, der andere, es sei ein von oben herüberhängendes Gefims. Der dritte endlich wird weder das eine noch das andere zu erkennen vermögen, sondern lediglich ein gezacktes Band sehen, das sich diagonal durch das unrahmende Quadrat hindurchzieht. — Woher nun diese Verschiedenheit des Sehens, diese Unterschiede in der Auffassung? Zunächst einmal die Erklärung des Tricks, durch den wir unsere Bekannten bald eine Treppe, bald ein Gefims, bald ein Band sehen lassen können. Es kommt nämlich ganz darauf an, wie man gegen die Zeichnung blickt. Blickt man in der Richtung von der unteren linken Ecke nach



der oberen rechten, so sieht man eine Treppe. Blickt man umgekehrt von der oberen rechten nach der unteren linken, so sieht man ein überhängendes Gefims. Blickt man hingegen genau in der Diagonale, so erscheint das gezackte Band. Wir brauchen also, während unsere Bekannten vor der Zeichnung stehen, diese nur durch Verschieben auf dem Tisch so zu legen, daß sie bald in der einen, bald in der anderen Richtung blicken müssen. Wir können aber auch drei Bekannte so um den Tisch gruppieren, daß sie gleichzeitig, und zwar der eine in der einen, der andere in der anderen, der dritte in der dritten Richtung auf die Zeichnung blicken müssen. Dann sehen sie zu derselben Zeit jeder etwas anderes. Die ganze Erscheinung gehört in das Gebiet der „optischen Täuschungen“, und zwar jener, die gleichzeitig mit psychologischen Vorgängen einhergehen. Das Bild, das unserem Gehirn durch den Schnerren übermitteln wird, ist in allen drei Fällen das gleiche. Unser Geist aber bildet, uns selbst unbewußt, jedesmal eine andere Vorstellung aus, je nachdem sich die Richtung ändert, in der das Auge blickt. Legen wir die Zeichnung auf ein kleines Tischchen und gehen wir um das rund herum, so sehen wir selbst, obgleich wir wissen, um was es sich handelt, bald das eine, bald das andere Bild.

## Unsere Bilder

**Die neue Markthalle in Stuttgart.** Mit Beginn des neuen Jahres wurde der von Professor Martin Gähler in Stuttgart am Platz der alten, einst von König Wilhelm I. der Stadt gestifteten Markthalle erstellte Markthallenneubau in Benützung genommen, nachdem schon seit Wochen die in den Obergeschossen eingebauten Wohn- und Büroräume bezogen sind.

**Ein weiblicher Architekt.** Zu den zahlreichen neuen Berufen, welche sich die Frauen in letzter Zeit in Deutschland eroberten, gesellt sich nun auch der des Architekten und Diplom-Ingenieur, welchen Titel sich dieser Tage Fräulein Thekla Schild als erste Frau an der Stuttgarter technischen Hochschule erwarb. Unter Bild zeigt die im 23. Lebensjahr stehende junge Dame.

**Der Dieb der Mona Lisa, Vincenzo Peruggia.** Er stammt aus Como, ist 31 Jahre alt und arbeitete 1911 als Ladierer im Louvre. Bei dieser Gelegenheit stahl er das berühmte Gemälde Leonardo da Vincis, er hielt es mehr als zwei Jahre verborgen und wollte es nun in Florenz verkaufen, wurde aber während der Verhandlungen verhaftet. Das Bild wird der französischen Regierung wieder ausgeliefert.

**Ein neues Aeroplangehäuß** ist kürzlich auf dem Truppenübungsplatz von Wisley in England einer Versammlung von militärischen Sachverständigen vorgeführt worden. Es handelt sich um ein nach dem belgischen System des Obersten Lewis konstruiertes Maschinengewehr, das sowohl von der Erde aus als auch vom Flugzeug herab erprobt wurde. Gewöhnlich ruht die Waffe auf einem Dreifußgestell, kann aber im Bedarfsfalle, wie unsere Abbildung zeigt, auch von der Schulter abgefeuert werden.

**Das Großherzogliche Schloss in Schwerin.** Das im Stil französischer Renaissance erstellte Großherzogliche Residenzschloß in Schwerin, ein Prachtbau, der nur wenig seinesgleichen hat, ist in der Nacht vom 14. zum 15. Dezember v. J. zum großen Teil einem verheerenden Schandfeuer zum Opfer gefallen; dabei ist ein Gebäude- und Mobiliarschaden von mehr als zwei Millionen Mark entstanden. Unser Bild zeigt die wirklich hübsche und reizvolle Lage des Schlosses, das sich auf einer Insel zwischen dem sogenannten Burgsee und dem Schweriner See erhebt und nur durch eine Brücke mit dem Lande verbunden ist. Türme- und eckförmig, wie es ist, umrahmt vom Grün der Parkanlagen und widererpiegelt im stillen, klaren Wasser, bot es eine liebreizende Fülle dar, die nun durch das dämonische Element zerstört worden ist. Erbaut ist das Schloß in den Jahren 1845 bis 1857 nach den Plänen des Hofbaukanzlers Demmler. Großherzog Friedrich Franz II. ließ es erstellen.



Eigene Auffassung.  
 Arzt: „Und das nennen Sie eine Trodentur?“  
 Patient: „Freilich — ich trinke ja nur „Sensitiv Troden!““

dem mit den Worten: „Wer zwischen den Teterower Scheunen rannt, dem kostet es die Peise!“ die Tabakspieße weg. — „Na meinetwegen“, jagte der Gemäßregelte, und der Wagen fuhr weiter durch den Ort. Ein von dem Antscher des nachfolgenden Nachwagens erjubelten der Teterower, wenn sie derart mitgespielt hatten, nämlich dem Feldmarschall Blücher. Sie besaßen sich, dem Marschall Vorwärts seine Peise nachzusenden; der alte Haudegen erklärte aber kurz: „Was mal futsch ist, das nehme ich nicht wieder!“ und schickte die Peise wieder nach Teterow zurück.

## Gemeinnütziges

**Holzäsche** tut den Erbsen, Bohnen gute Dienste. Man hebe solche des Winters auf und bringe sie auf die für diese Früchte bestimmten Beete.

**Steinobstbäume**, in fettem Boden, erheben leicht an Harzfluss, wenn sie stark zuzunehmen geschnitten werden. Daher mäßiger Schnitt.

**Die Temperatur im Ziegenstall** soll „hies“ 20 Grad Celsius betragen. In kalten Winterlagen ist das aber ganz unmöglich. Trotzdem braucht man um die Tiere nicht besorgt zu sein, wenn nur die Stallwärme nicht unter 10 Grad Celsius sinkt.

**Vienenzu t: Schwachen Wintervöckern** müssen wir gelegentlich des ersten Keimungsfluges durch Reinigung der Bodenbretter zu Hilfe kommen. Insbesondere ist es erforderlich, tote Bienen zu entfernen. Dabei läßt sich erst sehen, wie praktisch es ist, im Herbst den Boden der Beuten mit Pappegedel oder Asphaltplatten zu belegen.

**Champignonprobe.** Um festzustellen, ob sich die eingeseigte Brut entwickelt, gräbt man an mehreren vorher durch kleine Stäbe markierten Stellen nach und erkennt dort leicht an dem sich ausspinnenden Pilzmyzel das Gelingen der Anlage. Auch macht sich in dem Dung bereits ein leichter Pilzgeruch bemerkbar. Dann kann die Erde aufgebracht werden.

**Junge Alpenveilchenfälinge** lieben einen nicht zu warmen Stand und recht hellen Raum. Unrichtig ist es, diese zu früh im Topfen zu setzen. Vor Anfang März können wir nicht gut mit ihnen aufs Mißweid; bei diesem Zeitpunkt sollte daher erst das Eintopfen erfolgen. Die Wurzeln leiden nicht.

**Brotpudding.** 3 Eßlöffel Zucker werden mit 4 Eigelb etwa 20 Minuten gerührt, die Eiweiß zu Schaum geschlagen und nebst etwas Zitronenschale und 1 Eßlöffel geriebenem Milchbrot leicht durch die Masse gerührt. Eine Brotdingform wird mit Butter bestrichen, mit Semmelbröckeln ausgefüllt, die Masse eingefüllt und gut verschlossen, 1 1/2 Stunden gleichmäßig im Wasserbad gekocht. Die Sauce dazu bereitet man von 1 Eßlöffel Fruchtsaft, mit 1 Glas Wasser und 1 Glas Wein vermischt und mit Kartoffelmehl angebinden.

## Allerlei

**Monologe.** Dame (den Laden verlassend): „Man muß diesen Kaufmann kennen, drei Mark habe ich ihm abgehandelt!“ — Kaufmann: „Man muß diese Dame kennen — sechs Mark habe ich aufgeschlagen!“

**Poesie und Prosa.** Bräutigam: „O, Geliebte, ich könnte für dich sterben.“ — Braut: „Teurer Esar, rede nicht vom Tod; doch weil wir gerade bei dem Thema sind: wie hoch bist du eigentlich in der Lebensversicherung?“

**Aufständig.** Bürgermeister (seines kleinen Ortes): „Sie haben sich um die Stellung als Amtsdienner beworben, Hüder. Wir sind nicht abgeneigt, Ihnen den Posten zu übertragen, aber haben Sie denn auch von den Pflichten, die Sie übernehmen, einen rechten Begriff? Wenn Sie z. B. 10 000 Mark fänden, was würden Sie dann tun?“ — Hüder: „Gar nichts mehr!“

**Abgeblit.** Am Fuße des Drachensfelsens bei Königswinter am Rhein war die Einrichtung getroffen, daß zu jeder Zeit des Tages Esel gestallt standen, um die Fremden auf den Gipfel des Berges zu tragen. An einem Sommertage kam mit einem Schiff eine größere Zahl Fremder an, und einer aus der Gesellschaft, ein Wikbold, fragte einen der mit seinem Esel bereisenden Bauern, ob es, im Falle viele Reisende auf einmal einträfen, auch genug Esel in Königswinter gebe, um sie auf den Berg zu schaffen. — „Ei was“, erwiderte der Bauer, „darüber machen Sie sich keine Sorgen: je mehr Fremde, desto mehr Esel!“

**Blühers Peise.** Nach den Freiheitskriegen besuchte der alte Marschall Vorwärts Mecklenburg. In Teterow hatten die Bürger einen festlichen Empfang vorbereitet, und am Eingange der Stadt zwischen einigen frohgedeckten Scheunen eine Wache gestellt, die des Feldmarschalls Ankunft melden sollte. Man dachte sich diesen in einem vierpännigen Wagen fahrend, mit Ordensharnen bedeckt, in goldgezierter Uniform und auf dem Kopf einen mächtigen Federhut. Zwei bürgerlich gekleidete, in einer einspännigen Kalesche daherkommende Herren wären daher nicht beachtet worden, wenn nicht der eine, mit weißem Schnurrbart, aus einer Keerschampaufseife stark gedampft hätte. In Teterow war aber das Rauchen zwischen den Scheunen verboten, daher hielten die Wächter den Wagen an und nahmen dem alten

### Ergänzungs-Aufgabe.

Die leeren Felder in vorstehender Tabelle sind mit nachstehenden Buchstaben auszufüllen. Die in den waagerechten Reihen fünfzehn Buchstaben folgenden Buchstaben entziehen: 1) Ein weibliches Herrchenhaus. 2) Ein männliches Haus. 3) Eine Göttin. 4) Eine Stadt in Braunschweig. 5) Ein Musikinstrument. 6) Ein rühmliches Gewerbenament. 7) Eine Stadt in Westfalen. 8) Ein italienischer Dichter. 9) Ein romantisches Gedicht in Salzburgerischen. 10) Ein berühmter deutscher Genremaler. 11) Ein preussischer General. 12) Ein berühmter deutscher Maler. 13) Eine Stadt in der preussischen Provinz Pommern. 14) Eine in Schlesien gelegene Provinz. 15) Eine lehrwürdige Provinz in der italienischen Provinz Sardinien.

Sind die Buchstaben richtig gefunden, so sind die Buchstaben in der dritten Reihe von oben nach unten gelesen, einen wichtigen Landverbindungsweg in der fünften Reihe einen wichtigen Zweckort angegeben. — Die zu verwendenden Buchstaben sind: A, B, C, D, E, F, G, H, I, J, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, U, V, W, X, Y, Z.

O	A	O
E	P	L
I	E	V
O	S	A
I	C	L
H	R	O
Ü	S	E
R	O	T
A	T	I
A	T	A
E	C	E
E	B	C
N	O	A
E	L	N
E	T	I

**Anagramm.**  
 Ich ziehe zum Meere in südlicher Zeit,  
 Die Zeichen verleiht, dann bin ich bereit.  
 Julius Caesar

Aussendung folgt in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silbentafels: Hermine, Enamuel, Reibe, Detar, Eien, R...

Alle Rechte vorbehalten.